

Bauerntracht und Mode in Nidwalden

Autor(en): **Odermatt-Lussy, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **81 (1940)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1008109>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bauernhaus in Emmetten

Nach einem Stich von M. G. Lory 1839 (hist. Museum, Stans)

Bauertracht und Mode in Nidwalden

Kulturhistorische Studie von M. D e r m a t t = L u s s h.

Wie heute, waren die Frauen aller Zeiten stets und gerne bereit, ihre Kleidung in Schnitt und Formen zu wechseln, und damals wie heute verlockte die Mode der Städterinnen die Frauen auf dem Lande zur Nachahmung. Es ist deshalb ein Irrtum zu glauben, daß die Trachten, wie wir sie von unsern Großmüttern her kennen und übernommen haben, uralt seien, von Kopf bis Fuß seit Jahrhunderten gleich geblieben sind. Nur gewisse Stücke, einzelne typische Farben und Formen blieben lange Zeit fast unverändert, und diese bestimmten die Eigenart unserer Volkstrachten.

Im 18. Jahrhundert war der Unterschied der Stände noch nicht in der Kleidung gekennzeichnet. Folglich konnte damals von einer bäuerlichen Tracht nicht die Rede sein. In den Städten trug man sich „à la mode“.

Es herrschte die bunte Farbenpracht des Rokoko. Im Dorf und auf dem Lande kleidete man sich nach veralteten Stadtmodes. Aber gegen Ende des Jahrhunderts drang die pompöse französische Mode in die entlegensten Täler der Schweiz.

Die französische Revolution, die Menschen und Staaten nicht schonte, fegte auch den Kleiderluxus hinweg. Eine vollständige Umwälzung begann, indem alles Bisherige in der Mode der Herrischen verpönt wurde und ganz neue Schönheitsbegriffe entstanden. Indienne, Kattun, Mouffelin wurden modern, die schweren Seiden, Damaste und farbigen Stickereien fanden keine Verwendung mehr und wurden an die Bäuerinnen abgegeben und verkauft. So begann die ehemalige Mode der Städter sich in bäuerliche Trachten zu verwandeln, und dieser Zeit=

punkt war der Anfang unserer Nidwaldner Bauertracht.

Wie man sich um diese Zeit, also zur Zeit des Ueberfalles in Nidwalden kleidete, zeigt Abbildung 1, ein Bild von Josef Reinhard (1749 bis 1829), der neben Lory, König,

Freudenberger und Vogel der berühmteste

Trachtenmaler der Schweiz war. Schulherr Aloys Busfinger schreibt in seinem Buche über Unterwalden:

„Die Weiber trugen rote Röcke und rote Strümpfe, ein steifkartoniertes Brusttuch, mit Blumen bestickt und mit silbernen Gölkerfetten behangen, hinten auf dem Kopfe eine groß-äugige Haube, darauf ein wolles Dreiröhrenhütchen; an den Schuhen eiserne Lätzchen und im Munde ein steifes Tabakpfeifchen.“

War also das Rauchen damals schon Brauch in der Frauenwelt! Und wer nicht rauchte, der schnupfte sicherlich. Mit der „groß-äugigen“ Haube meint er die Muttschihaube. Man hielt es früher für höchst unanständig, wenn eine Frauensperson ihre Haare sehen ließ.

Schon den kleinen Mädchen umwickelte und flocht man die Haare mit roten Schnüren. Die Jumpsfern trugen die Zöpfe mit dem Pfeil aufgesteckt und das schwarze

Weitlichhäppli darüber. Die Frau erhielt als Abzeichen ihres Standes über das Weitlichhäppli eine weiße Leinenhaube mit Spizenumrandung. So war, wie der Volksmund treffend sagt, „d'Fra: under d'Guibe cho!“ Die schwarzen Muttschen aus Seide oder

Leder auf beiden Seiten gaben der Haube den Namen. Hauben u. Chäppli trug man beständig. Ging man über Land, kam der Bindellenhut oder das Dreiröhrenhütchen darüber. Die Bindellen (Bündel) des Gutes wurden unter den Zöpfen — nie unter dem Kinn — zu einer Schleife geknüpft. Sogar die Männer setzten sich einen Bindellenhut auf, allerdings in einer kleineren Form.

Warum waren die Haarschnüre rot? Einmal konnte man Rot sehr gut „färwen“, und zudem war Rot die ausgesprochenste Trachtenfarbe. Es hatte

sich als „Scharlachrot“ seit mehr als hundert Jahren behauptet, und wir finden es noch heute im leuchtenden Rot unserer Weibel-Mäntel. Diese und die schwarzen Ratschherren- oder Leidmäntel sind die letzten Ueberbleibsel der spanischen Tracht. Ähnlich ihrer Form waren schon im 15. Jahrhundert Schauben (Bürgermäntel) und seit ca. 1530 Schulter- oder Kavalierrmäntel gebräuchlich.

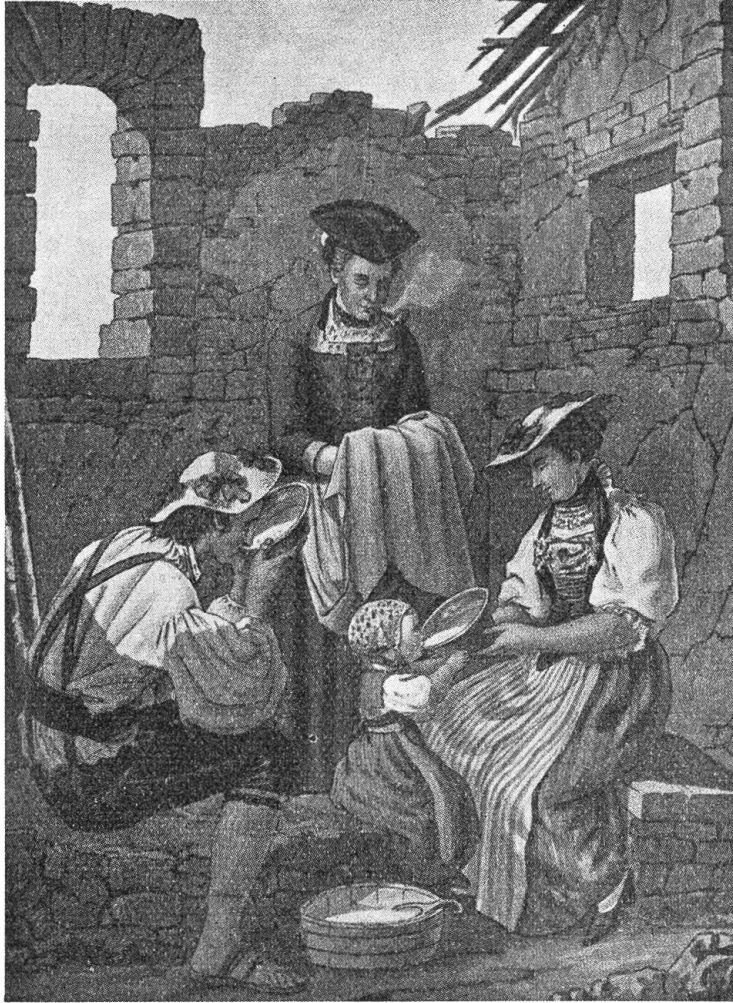


Abb. 1 Trachtenbild von Josef Reinhard
aus der Ueberfallszeit 1798
(hist. Museum, Bern)

Es ist sehr zu bedauern, daß die feierlich-vornehmen Leidmäntel immer mehr verschwinden.

Die Empire-Mode, der das erste napoleonische Kaiserreich den Namen gab, brachte die Tendenz in Schwung, die Linie der Taille nach oben zu verschieben, die Frau schlank und groß erscheinen zu lassen. Auch der Nidwaldnertracht brachte sie eine neue Linie und ein neues Trachtenstück: den Gürtel (Abb. 2). Er verdrängte die schönen Schürzenbündel und verdeckte die Schneppe des Vorsteckers. Vorn wurde der Gürtel breiter, mit Bändern und Rüschen verziert. Der Vorstecker wurde als Brusttuch nur noch so weit bestickt, als es über dem Gürtel sichtbar blieb. Der „Brisnestel“ wurde kreuzweise über das Brusttuch geschnürt und hielt so das Mieder zusammen. Die alte Sitte, nach der die Frauen nur weiße Leinengöller trugen, fiel weg, und seither, also zirka 1825, waren bei Frauen und Töchtern farbige Göller üblich, welche



Abb. 3 „Wenn d'Stanfer Meitschi z'Chile gand...“
Sonntagstracht 1938



Abb. 2 Nidwaldner Trachtenmädchen um 1830
Aquarell von M. G. Vorn
(Sammlung Odermatt-Luffh)

sich im Schnitt gleich blieben bis heute. Rock und Mieder aus Tuch wurden in ungleichen Farben getragen; man liebte abstechende Farben. Am meisten trug man blaue Mieder und rote Röcke. „Scharlachrot und blai, gid ä scheeni Buiräfrai!“

Die Hüftpolster verschwanden; der Rock fällt in weicher, natürlicher Form. Die Taille wird kürzer, im Rücken ganz schmal, bis nur handbreit, und war im Schnitt genau wie das „Länderli“ (Herrenweste). Es galt der Grundsatz: je hoffärtiger das Meitli, je schmaler das Mieder! Die Schürze aus Seide oder Leinen durfte als Abzeichen der ehrbaren Frau nie fehlen. Das Leinenhemd hatte sehr weite, gerade eingefetzte Ärmel mit Gruppenfältchen auf den Achseln. Die Ärmel, stark gebauscht, wurden über dem Ellbogen mit einem Bündel zurückgehalten. Die schwarze, im Nacken gekreuzte Halsbinde umrahmte Göller und Brusttuch. Der Doppellöffel, um den die Frauen ihre Haare immer nur gedreht, niemals gezopft wanden, war noch

ganz klein. Darüber trugen sie die winzig gewordene Mutschihaupe. Die Ledigen trugen als Kopfsputz in rot umflochtenen Zöpfen den Pfeil. Das Filigran-Halsbätti mit Korallen oder Granaten und die Göllerketten vervollständigten die bäuerliche Eleganz.

Die hübsche, in frohen Farben leuchtende fleidsame Tracht dieser Zeit wurde 1927 auf einem Aquarell von M. Gabriel Lory (1784 bis 1846) „entdeckt“, zeitgemäß bequem neu angefertigt und als heutige Sonntagstracht (Abb. 3) wieder eingeführt. Ob sie mit der gleichen Anmut getragen wird wie vor 100 Jahren?

Die systematische Uebertreibung, die im Wesen der Frauenmode liegt, bemächtigte sich abwechselungsweise jedes Kleidungsstückes, ganz sicher aber jedes Jahrhundert einmal des Frauenrockes. Der Sonnenrock gab dem 17. Jahrhundert die eigentümliche Signatur. Er erzielte durch ein dickes rundes Kissen über den Hüften — den Wiberspeck — jene merkwürdige Form, die in der Taille wagrecht abstand, um alsbald senkrecht abzufallen. Auf Gemälden spanischer und holländischer Meister bewundern wir jene seltsame und steife Pracht. Der Reifrock mit Schleppe und Paniers war es, der den Kostümen des 18. Jahrhunderts den grotesken Charakter verlieh, und im 19. Jahrhundert begann wieder eine neue Narretei. Es erschien die Krinoline. In dem Maß, wie der Rock sich weitete, wurde die Taille enger, bis die Wespentaille erzielt war. Die Schneppe wurde spitzer und enger und der weibliche Oberkörper nach oben geschnürt.

Diese Mode beeinflusste neuerdings unsere Bauerntracht. Auch die Bauersfrau wünschte und zog sich eine Wespentaille und trug die Krinoline. Eine Nidwaldnerin mit Pfeil und Göllerketten in der Krinoline sah wahrhaft wunderbar genug aus. Wer sich davon überzeugen will, betrachte die vergilbte Foto



Abb. 4 Nidwaldnerin um 1850
Gemälde von Louis Niederberger
(hist. Museum, Stans)

einer alten Tante oder Bäsigotte! Die Schneppe verlängerte sich, der Gürtel stieg höher, wurde entsprechend breiter und wuchs sich zum Tschäper und eigentlichen Prunkstück der Tracht aus (Abbild. 4). Durch seine Höhe wird das bisher glatte Brusttuch hinaufgeschoben, zum „Trögli“ gekrümmt und es entwickelte sich zum möglichst unbequemen Vorstecker, der gerade da sich rundete, wo es keiner Wölbung bedarf. Die Ärmel erhielten Spitzenvolants, und als Neuerung zuerst schmale, dann immer breiter werdende Hinderebändi aus Samt.

Seit ungefähr 1830 kamen zu farbigen Tuchröcken Samtmieder in Mode, blaue, violette und schwarze. Die Mieder wurden mit Meerrohr oder Fischbein bretthart gesteift und der Rücken zu

einer unmöglichen Form verbreitert. Die Herrischen trugen Korsetts; warum sollten die Bäuerinnen sich nicht auch schnüren und einengen? Die Haare der Ledigen waren wie bisher mit roten Schnüren umflochten. Man erzählt, daß das Zöpfen eine umständliche und exakte Arbeit gewesen sei, die Stunden beansprucht habe. Im Sommer, wenn die Arbeit drängte, kam es vor, daß die Zöpfe 10—11 Wochen nicht frisch geflochten werden konnten. Wohl deshalb kam man in

den 50er Jahren auf den Einfall, aus roten Haarschnüren künstliche Zöpfe zu machen und selbe mit dem Pfeil über die eigenen, möglichst eng geflochtenen Haare zu stecken. Die Erfinderinnen dieser Mode waren die Töchter aus der Dabletten in Dallenwil. Das typische Midwaldner Rot hat sich also bis heute in den Zöpfen der Midwaldner-Meitschi erhalten.

Als die Muttschihaube um 1830 seine sinnlose Kleinheit erreicht hatte, war der Wunsch nach einer Spitzenhaube, wie die Herrischen und Halbherrischen sie trugen, auch bei den Bäuerinnen erwacht. Die Spitzenumrandung der Muttschihaube vergrößerte sich, die Leinenthaube wurde immer kleiner, behielt aber getreulich ihre alte Form. Auch die schwarzen Spitzen des Meitlichäpplis streckten sich in die Breite und stunden als kleine Flügel bei den Ohren heraus. Die weißen Spitzen wurden nicht wie bei der schwyzerischen Coiffli- oder der obwaldnerischen Kammschuipe gegeneinander aufgestellt, sondern blieben als ausgebreitetes Spitzenrad am Hinterkopf. Die Haarnadel saß zwischen den schwarzen Flügeln und der weißen Haube. So entstand die einzige Midwaldner Schuipe, die trotz ihrer Kleidsamkeit nur bis in die achtziger Jahre in Mode blieb. Die Haarnadel wurde nach dem Verschwinden der Schuipe so groß, bis sie, dem Zweck völlig entfremdet, als „Spiegel“ den ganzen Hinterkopf bedeckte. Auch die Mädchenpfeile wurden immer größer. Bezeichnend für die Tracht ist es, daß die Vorderhaare stets nach der jeweiligen Mode gekämmt wurden.

An Heiligtagen und zu Festanlässen, Hochzeit, Laufe, Kilwi etc. gingen die Frauen

nicht „ausgeflogen“ und die Männer nicht „ausgeschliffen“. Zur Festtagstracht gehörte Rock und Tschopen aus feiner Wolle, Merino, Kaschmir oder aus Alpina = Seide. Der Tschopen ließ Gölle und Vorstecker frei und war vorn genau in der Form des Tschäpers geschnitten, wurde aber nicht befestigt. Im Winter trug man lange schwarze

Mäntel mit Pelzstöckli an den Ärmeln, in die man beidseitig mit den Händen schlüpfte und so den Muff ersetzte.

Nachdem die Krinoline bis zirka 1860 regiert, der Rock etwa acht Jahre in vernünftigen Formen sich gefallen hatte, suchte und erfand man neue Modetorheiten. Die Tunika kam in Mode, fing an, sich um die Hüften zu bauschen und entwickelte sich zur Tournaire. Das war jene Epoche, die nochmals unsere Tracht wesentlich veränderte. Die Hüften wurden durch Bauschen künstlich erweitert und gehoben und man trug über diesen Polstern eng gefälte, meist selbst gewobene karierte oder gestreifte Röcke. Die Ärmel, die bisher weich und luftig fielen, werden steif geplättet, gefaltet und „gehandorgelt“. Die Vorderarme schmückte man mit filochierten „Santeli“. Das ist die Tracht, wie sie in letz-



Abb. 5 Werktagstracht 1939

ter Blüte auf uns gekommen ist. Obwohl sie stattlich, hablich und hoffärtig aussah, wurde sie wegen ihrer unbequemen und unpraktischen Form immer weniger getragen und verschwand zuletzt ganz.

Heute erleben wir eine Erneuerung der Volkstrachten in der Schweiz. Auch Midwalden nimmt daran teil. Schwester Augustina Flüeler im Kloster St. Klara zu Stans hat eine Werktagstracht (Abb. 5) entworfen und die Lehrerinnen der Haushaltungsschule

in Stans haben sie geschaffen. Sr. Augustina hat das typisch Nidwaldnerische der bäuerischen und halbherrischen Tracht vereint und neugestaltet. Es ist bestimmt für jedermann eine Freude, unsere Frauen und Töchter in dieser Tracht zu sehen, die ihnen so wohl ansteht. Diese Werktagstracht ist nicht nur hübsch in Farben und Form, auch äußerst bequem und praktisch. Sie hat sich auch deshalb rasch große Beliebtheit erworben.

Darf man hoffen, daß in einer nahen Zukunft mit der gleichen Freude auch die Sonntagstracht getragen wird? Denn wenn die Tracht wirklich das Kleid der Heimat ist, sollte sie nicht nur zu außerkantonalen Anlässen und Trachtenfesten, nein, in erster Linie in der engern Heimat als Ehren- und Festkleid getragen werden. Erst dann ist sie wirklich echtes Volkstum, ist sie Ausdruck und Zeichen unserer Eigenart.

Holzerlied

Im Herbst, wenn's toofed, im Winter wenn's schniid,
und s'Wätter ruich isch und chald;
im Friälilig, wenn d'Latwi, dr Feen ine ghiid,
de gheerd me=n-iis holze=n-im Wald.

Holzer i de Fliähne
gherd me wiit im Land.
Luegd me, gsehnd mes niäne,
weis nid, wo sie stand.
Tägg, eh tends vo dobe
und vo däne: tägg.
Tägg, eh z'oberst obe.
Tägg.

Dett obe, wo fälte=n-e Mänsch uife gad,
da staad iiji Sitte=n-elei.
Miär holzid und wärchid bis s'Nachte=n-afaad,
hend zäme und dänkid niä hei.

Holzer i de Fliähne
gherd me wiit im Land.
Luegd me, gsehnd mes niäne,
weis nid, wo sie stand.
Tägg, eh tends vo dobe
und vo däne: tägg.
Tägg, eh z'oberst obe.
Tägg.

Nur einisch da hed me vo wiit äwäg gheerd
es Meitili sänge so scheen.
Due isch bi iis allne s'Heitwee iigheerd,
und miär sind durab wiä dr Feen.

Holzer i de Fliähne
gherd me wiit im Land.
Luegd me, gsehnd mes niäne,
weis nid, wo sie stand.
Tägg, eh tends vo dobe
und vo däne: tägg.
Tägg, eh z'oberst obe.
Tägg.